

Ulla Scheler

**ES IST GEFÄHRLICH,
BEI STURM ZU SCHWIMMEN**

Das Buch

Hanna und Ben sind wie Wasser und Feuer: Hanna beobachtet, überlegt – und entscheidet sich meistens für die Vernunft. Außer wenn Ben an ihrer Seite ist, Ben, der Wilde, Impulsive, der immer tut, was ihm gerade durch den Kopf schießt. Zum Beispiel die Wand des Schulgebäudes zu Hannas Geburtstag mit einer riesigen Torte zu besprayen. Oder mit Hanna nach dem Abi einfach loszufahren, an einen einsamen Strand, mit nichts als einem Zelt und ein paar Lebensmitteln im Gepäck. Aber hinter seiner Fassade ist Ben zerbrochen – ein Schicksalsschlag hat ihn komplett aus der Bahn geworfen. Das zeigt sich auch in seiner Beziehung zu Hanna: Sie sind sich so nahe, dass es manchmal schon wehtut, und kommen doch nicht zusammen.

Doch dann taucht ein seltsames Mädchen an ihrem Strand auf. Sie erzählt die Legende, dass jedes Jahr während einer Sturmnacht ein junger Mann an diesem Strand ertrinkt. Und tatsächlich häufen sich plötzlich die Anzeichen, dass Ben in großer Gefahr ist ...

Die Autorin

Ulla Scheler wurde 1994 in Coburg geboren. Bücher liebt sie schon seit ihrer Kindheit. Nach dem Abitur arbeitete sie in einem Krankenhaus, beim Fernsehen und in einem marokkanischen Hotel. Ihr Debütroman »Es ist gefährlich, bei Sturm zu schwimmen« war ein großer von Lesern und Presse gefeierter Erfolg. Er wurde außerdem für den Deutschen Jugendliteraturpreis 2017 nominiert. Mit »Und wenn die Welt verbrennt« legte die Autorin dann ihren zweiten großen Jugendroman vor (ebenfalls bei Heyne lieferbar). Ulla Scheler lebt derzeit in Karlsruhe und studiert Informatik.

Ulla Scheler

**ES IST GEFÄHRLICH,
BEI STURM
ZU SCHWIMMEN**

Roman

heyne>fliegt

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

3. Auflage

Copyright © 2016 by Ulla Scheler

Copyright © 2016 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch

die Autoren- und Projektagentur Gerd F. Rumler in München

Redaktion: Diana Mantel

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,

unter Verwendung eines Motivs

von © shutterstock/Boyan Dimitrov

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-27043-5

www.heyne-fliegt.de

Für meine Familie

TEIL 1

EINS

Zu meinem achtzehnten Geburtstag schenkte mir mein bester Freund Ben eine Sachbeschädigung. Natürlich hätte Ben nie daran gedacht, mir ein normales Geschenk zu machen, aber damit hatte ich nun wirklich nicht gerechnet.

Alle haben gefühlt, dass Ben anders war, auch wenn es keiner in Worte fasste. Die Jungs im Schwimmteam der Schule, die Freundinnen der Jungs im Schwimmteam, die Sport-Referendarin, die das Team trainieren sollte und die er auf dem glitschigen Weg zwischen Duschen und Umkleide geküsst hat.

Er wirkte nicht wie ein Zwölfklässler. Dazu war er in den Schultern zu breit, und sein Gesicht unter den dunklen Haaren war zu scharf geschnitten. Die anderen Jungs wichen zur Seite, wenn er von der Raucherecke kam. Er war der einzige Schüler, der auf dem Lehrerparkplatz sein Auto abstellte. Und er hielt den Schulrekord im Schwimmen und den meisten Verweisen.

Alle haben gespürt, dass Ben anders war, und alle haben hingesehen, bis man Ben nicht mehr sehen konnte, weil er zwischen seinen Geschichten verschwand wie ein Lesezeichen.

Es war der Sommer nach unserem Abitur. Der achte Sommer, seit wir uns kennengelernt hatten. Der dritte Sommer, seit Bens Vater sich umgebracht hatte.

Ich sage Sommer, weil das unsere wichtigste Jahreszeit war. Im Winter dagegen verkrochen wir uns nur in den Bibliotheken und lasen Märchen aus aller Welt, aus Uganda und Norwegen, aus dem *Silmarillion* und dem *Decamerone*.

Es waren die Grenzen der Welt, vor denen wir uns im Winter versteckten. Die Welt sagte: »Du kannst nicht nach draußen«, und wenn man hinausstapfte, um ihr das Gegenteil zu beweisen, legte sie ihre Hände um einen, bis man seine Haut nicht mehr spüren konnte. Trotzdem mochte ich unsere Winter – wie durch den Schnee alles langsamer und leiser wurde. Ich war dann gerne allein in der Bibliothek, weil ich dort meine Gedanken besser hören konnte, wenn Schritte und Wörter von Teppichboden und Regalen gedämpft waren. Aber ich war auch gerne mit Ben dort, weil er kopfüber in ein Buch eintauchen konnte, um erst wieder an die Oberfläche zu kommen, wenn es draußen schon dunkel war. Er saß dann auf einem Stuhl in der Ecke und bewegte sich kaum, nur seine Finger blättern die Seiten um. Ihm zuzuschauen glättete jedes Mal meine inneren Wellen. Ich glaube, nicht viele Leute kannten diese Seite an ihm.

Der Sommer war anders. Die Welt war weit. Wir glaubten, uns ein Stück Anders-Sein erschleichen zu können. Ein Stück Nicht-Langeweile. Ein Stück Besonderheit. Wie das eine Mal, als wir uns abends im Freibad einschließen ließen und das Spritzen unserer Doppel-Arschbombe in der Leere so gewaltig klang wie noch nie. Oder als wir einen ganzen Tag lang statt zu sprechen Sätze aus einem Buch vorlasen, das der andere ausgesucht hatte. Wir machten die Leute um uns herum wahn-sinnig, aber wir fühlten uns golden.

Der Sommer nach unserem Abitur war der heißeste Sommer meines Lebens. Das ist nicht nur mein Gefühl – ich habe es nachgeprüft: Es stimmt. Wenn man die Tür öffnete, sperrte

das Wetter das Maul auf, schluckte einen und spuckte einen schweißbedeckt wieder aus.

Es war ein heißer Sommer, und er trocknete uns aus.

Die Flammen warfen Funken in den Himmel. Es waren wesentlich mehr Hefte und Ordner geworden, als Melissas kleiner Kugelgrill verkraften konnte, deshalb hatten die Jungs mit Steinen eine Feuerstelle im Garten gebaut. Dafür hatten die Unterlagen wieder nicht gereicht, und wir mussten mit Holzscheiten nachlegen. Dann war das Feuer hüfthoch geworden, und inzwischen versengte es einem die Gesichtshälfte, die man ihm zuwendete. Ich stocherte mit dem Feuerhaken zwischen Karo-Papier mit skizzierten Graphen und endlosen Vokabellisten herum. Ab und zu wirbelte ein Papierfetzen in die Luft, bevor das Feuer ihn wieder einatmete.

»Hey, Hanna.« Tobias tippte mir mit seinem Beck's ans Knie.
»Kommt Ben noch?«

Keine Ahnung, was ich darauf antworten sollte.

»Echt mal«, sagte Kai und zog den Eimer, auf dem er hockte, näher ans Feuer. »Den hat man schon ewig nicht mehr gesehen.«

Sie wussten nicht, dass er weg war. Dass ich ihn seit über einem Monat nicht gesprochen hatte. Dass ich keine Ahnung hatte, wo er war. Aber wie sollten sie das ahnen? In der achten Klasse hatte uns jemand den Spitznamen »Benna« verpasst, und wenn ich ehrlich war, traf uns das ziemlich gut. Wir hatten einige Fächer getrennt, Ben hatte Schwimm-, ich hatte Lauftraining, aber meistens reichte es, einen von uns zu suchen, wenn man beide finden wollte.

Ich überlegte, ob ich ihnen sagen sollte, dass er weg war. Aber wozu? Sie würden es nicht merkwürdig finden. Sie würden nur denken, er würde sonst was machen. Eine abartig

geniale Abi-Feier planen. Beach-Volleyballerinnen auf Malta vögeln. Durch die Arktis schwimmen.

Sie liebten seine idiotischen Einfälle. Sie hingen an seinen Lippen, wenn er Geschichten erzählte. Sie konnten nicht aufhören hinzuschauen, aber sie sahen die Kratzer nicht.

Tränen traten mir in die Augen, und ich fixierte den hellsten Punkt der Flamme, damit sie nicht über meine Wangen rollten. Ich würde ihnen nicht von unserem Streit erzählen.

»Der Sack hat sich schon ewig nicht mehr blicken lassen«, sagte Tobias.

Ganz offensichtlich. Als würden sie so was sagen, wenn er da wäre.

»Aber ist auch schön, dich mal wieder zu sehen«, sagte Kai und stupste mich mit dem Ellenbogen an. »Seit du uns an Tobesses Geburtstag beim Schafkopfen abgezogen hast, haben wir uns nicht mehr gesehen. Was gibt's Neues?«

Spielten sie darauf an, dass ich mit Fabian Schluss gemacht hatte? So leicht würde ich es ihnen auf jeden Fall nicht machen.

Ich beugte mich nach vorne, sodass sie näher heranrutschen mussten, um zu hören, was ich sagte. Zwei Paar große, neugierige Augen. »Also, brandneue Information.« Ich machte eine bedeutsame Pause. »Ich habe mein Abi.« Ich sagte es völlig trocken, ohne das Gesicht zu verziehen.

Die zwei sahen enttäuscht aus, fingen sich aber relativ schnell wieder.

»Krasser Scheiß«, sagte Kai.

»In echt«, sagte Tobias. »Hätte ich nicht von dir gedacht.«

Man musste ihnen Plus-Punkte dafür geben, wie schnell sie darauf einstiegen. Trotzdem ließ Kai nicht locker: »Und was hat Fabian dazu gesagt?«

»»Krasser Scheiß««, sagte ich.

Tobias legte mir eine Hand auf die Schulter. Seine Augen

waren schon ein bisschen glasig. »Hanna, Karten auf den Tisch: Hast du ihn abgesägt?«

Ich nickte und zuckte die Schultern. Ich wollte das Thema nicht vertiefen.

»Hast du echt? Geil.« Die beiden klatschten ab.

Ich zog die Augenbrauen hoch.

»Ist nur, dass es uns gewurmt hat, dass einer aus dem Nachbarkaff das feuerfesteste Mädchen der Stadt abbekommen hat«, erklärte Kai und zwinkerte.

Damit spielte er auf einen Insider an: Wir waren mal Laborpartner in Chemie gewesen, und ich hatte ihm am Bunsenbrenner mehrmals die Augenbrauen gerettet. Das war ein witziges Schuljahr gewesen, vor allem weil wir in der Mittagspause immer um einen Muffin vom Hausmeister gekartet hatten, den meistens der schweigsame Underdog gewonnen hatte. Will heißen: ich.

»Wo bist du ab Herbst noch mal?«, fragte Tobias.

»Ich ziehe nach Regensburg und mache ein freiwilliges kulturelles Jahr am Theater.«

Sie nickten. Ihre Pläne kannte ich schon: Sie wollten beide Maschinenbau studieren, wo immer sie mit ihrem Abi-Schnitt genommen wurden. Das dazu passende Karohemd hatten sie auch schon an.

»Wir sollten die Menschen jetzt schon vor dir warnen«, sagte Tobias. »Du wirst sie so hart abziehen. Nein, im Ernst: Das wird bestimmt Bombe.«

Kai nickte und nahm einen Schluck. Sein Gesicht hatte einen feierlichen Ausdruck. Für eine halbe Sekunde. Dann fokussierten seine Augen etwas bei der Terrassentür.

»Schau mal da«, sagte Kai und schlug Tobias fast die Bierdose aus der Hand.

Ich schaute auf.

Melissa umarmte jemanden. Blond, Lip-Gloss, pinker H&M-Cardigan – ein insgesamt pinkes Mädchen. Melissa hatte nicht nur unsere Jahrgangsstufe eingeladen, sondern auch Leute aus ihrem Tanzverein. Sie hatte mir schon vor Monaten bei unserem Samstagsbrunch davon erzählt, dass sie diese Party schmeißen wollte, und jeden darauf folgenden Samstag war die Gästeliste länger geworden.

Kai und Tobias folgten dem pinken Mädchen mit Blicken zum Feuer. Sie setzte sich gegenüber von uns. Neben ihr war ein Hocker frei – sofort warfen sich Kai und Tobias einen Blick zu.

»Also, Hanna«, sagte Kai und stand auf.

»Gut, dass Meister Reißer nicht da ist«, sagte Tobias und stand noch schneller auf.

Sie schlenderten auf die andere Seite des Feuers, gerade so schnell, dass es nicht auffiel.

Ich beobachtete, wie sie sich vorstellten und unauffällig um den Sitzplatz rangelten. Es endete damit, dass sie beide mit einer halben Pöbcke auf dem Hocker saßen.

Kein neues Phänomen – die beiden mussten alles angraben, was rasierte Beine hatte.

Mich ließen sie meistens in Ruhe. Vermutlich gehörten sie zu denen, die vermuteten, dass zwischen Ben und mir etwas lief (was nicht der Fall war).

»Hanna! Kannst du mal bitte ...«

Ich nahm Melissa einen Stapel schmutziger Teller ab, die sie auf einer Hand balancierte, und trug sie in die Küche. Den gemütlichen, kleinen Raum kannte ich gut. Auf der Eckbank hatte ich einen festen Sitzplatz, und jeden Samstagmorgen kam ich mit frischen Brötchen vorbei, um mit Melissa zu frühstücken und zu quatschen.

Melissa kam gleich hinter mir durch die Tür und wuchtete einen zweiten Stapel Teller auf die Anrichte.

»Erinnere mich nächstes Mal daran, dass es *Arbeit* ist, vierzig Leute dazuhaben«, sagte sie und trocknete sich die Hände an einem Geschirrtuch. Ihr Pony klebte an der Stirn.

»Quatsch«, sagte ich. »Du liebst es. Also hol gleich noch die leeren Gläser, während ich mit dem Spülen anfangе.«

Melissa lächelte mich dankbar an und lief wieder nach draußen. Ich musste daran denken, wie sie mir vor ein paar Monaten gesagt hatte, dass es ein Geschenk war, jemanden wie mich zu haben, jemanden, der so genau hinsah und so viel sehen konnte. Genau wie es ein Geschenk war, dass ich beim Gedanken an diesen Satz jedes Mal lächeln musste. Ich ließ Wasser einlaufen und tauchte die Teller in den Schaumberg. Das leise Klappern der Teller und der feste Schaum auf den Handrücken gefielen mir. Es war nett, nicht denken oder reden oder schauen zu müssen. Ich spülte die zwei Stapel weg. Wollte Melissa nicht noch mehr Geschirr bringen?

Ich trocknete mir die Hände und ging zur Terrassentür. Dort blieb ich stehen. Eine Stimme hielt mich fest.

Bens Stimme. Seine Schokoladenstimme, mit der er sonst mir leise vorlas.

Da saß er. Am Feuer, gegenüber von dem pinken Mädchen, auf meinem Platz. Er fixierte sie mit seinem aufmerksamen Blick.

Ich fing an zu zittern.

»Noch eine Geschichte?«, fragte Ben. Ich konnte hören, wie er lächelte.

Das Mädchen nickte und schaute weg. Ich wusste genau, wie es war, wenn Ben einen anblickte: Man fühlte sich gesehen. Wenn man ihn so gut kannte wie ich, konnte man auch zurückschauen. Hatte sie ihn wirklich nach einer weiteren Geschichte gefragt? Gott, Melissa sollte ihr schon mal einen Vorrat an Taschentüchern mitgeben. Man schnitt sich leicht an Bens schimmernden Kanten.

»Also gut, wenn du willst«, sagte Ben. »Das ist die Geschichte von einem Jungen und seiner besten Freundin und wie sie den Wind reiten.«

Mein Herz schlug schneller. Erzählte er jetzt unsere Geschichte, um ein Mädchen aufzureißen? Ich fühlte mich aufgeregter und zerfetzt zugleich. Es war eine der wenigen wahren Geschichten, die Ben erzählte, und seine beste.

Er rutschte ein bisschen näher zum Feuer, vielleicht wegen der Dramatik, vielleicht weil er wusste, wie seine dunklen Haare im Licht glänzten, und begann zu erzählen.

Ich wollte wütend bleiben, aber ich driftete ab in den Sog seiner Stimme. Es reichte schon, ihm beim Erzählen zuzusehen. Die Linienführung seiner Gesten, wie er sich leicht nach vorne beugte, die Flammen, die sich in seinen Pupillen spiegelten.

Das Mädchen übernachtete zum ersten Mal bei ihrem besten Freund. Sie waren zehn Jahre alt und kannten sich seit zwei Wochen. Natürlich war es nicht geplant gewesen, dass sie im Gewächshaus übernachteten – hätte es jemand gewusst, hätte es auf jeden Fall Ärger gegeben. Aber es gab ein Gewitter, wunderschön und furchteinflößend, und sie wollten es sehen. Sie hatten ihre Decken genommen und sich unter einem Regenschirm durch den Garten geschlichen. Die Liegestühle standen schon im Gewächshaus, der Gärtner stellte sie bei Gewitterwarnung immer dorthin.

Sie lagen da, flüsternd im Rauschen, schreiend, wenn der Regen auf das Glasdach prasselte, sodass es sich anhörte wie das Quaken von Fröschen.

Alles bestand aus Worten und Tropfen.

Als das Gewitter immer schlimmer tobte, setzte sich der Junge auf. Es störte ihn, dass er das Gewitter nicht richtig sehen konnte, weil ein Baum ins Blickfeld ragte. Die große Eiche, die neben dem Gewächshaus stand und ihre Äste bis über das Glas streckte.

Was er dagegen unternehmen wolle, fragte das Mädchen. Er könne den Baum ja nicht einfach umbauen. Der Junge schlug vor, nach oben zu klet-

tern. Dort würde der Baum definitiv nicht mehr im Weg sein. Das Mädchen hielt das für eine dumme Idee, schließlich schlugen Blitze in Bäume ein. Der Junge hielt es für eine ausgezeichnete Idee, schließlich schlugen Blitze in Bäume ein und nicht in Kinder auf Bäumen.

Das Mädchen machte den Mund auf, aber gegen diese seltsame Logik konnte es nichts vorbringen. Also stand der Junge auf, legte seine Decke auf den Liegestuhl und trat im Schlafanzug in den Regen.

Der Junge kletterte wie ein Affe, er schloss die Augen, wenn ihm Regen ins Gesicht tropfte, und klammerte sich an die Äste. Schon hatte er die Krone erreicht und kauerte sich in eine Gabelung zwischen zwei Ästen. Von dort kletterte er so weit auf den stärksten Ast hinaus, wie er dem Holz traute. Die Abstände zwischen Blitz und Donner wurden immer kürzer. Als es das nächste Mal blitzte, konnte er das Mädchen am Fuß des Baumes sehen. Es hatte den Regenschirm aufgespannt und sich über den hügeligen Boden zum Stamm der Eiche vorgetastet und schrie zu ihm nach oben: »Komm runter!«

Und der Junge antwortete, mit leuchtendem Gesicht: »Erst wenn du oben warst. Das musst du erleben.«

Und obwohl das Mädchen durch die Dunkelheit die erleuchteten Fenster des Hauses sehen konnte, wo es trocken, warm und bestimmt blitzgeschützt war, machte es sich an den Aufstieg. Mit klammen Fingern umkrallte das Mädchen die Äste, während Sturzbäche aus Regenwasser ihm in die Augen rannen und ihm die Sicht nahmen.

Der Junge sah, wie der Schirm davonwirbelte, sobald das Mädchen ihn losgelassen hatte. Er sah die Angst in den Augen des Mädchens und wie es sich für ihn trotzdem nach oben kämpfte. Bei der Astgabelung angekommen klammerte sich das Mädchen an den Stamm. Der Wind peitschte inzwischen in Böen gegen die Äste, und alles schwankte. Donner und Blitze, dazu Regen von allen Seiten. Der Junge riss seinen Blick von diesem Spektakel los. Er stand auf und drehte sich um die eigene Achse. Fast tanzte er, als er auf das Mädchen zubalancierte, ohne sich festzuhalten. Nur eine Böe und er würde fallen.

Dann war er da, federnd ging er in die Hocke. Er berührte das Gesicht des Mädchens, das dreckverschmiert war, mit wirren Haarsträhnen, die auf den Wangen klebten.

Er küsste das Mädchen für die Länge eines Donners.

Danach kletterte der Junge mit dem Mädchen nach unten, wie er es versprochen hatte. Sie rannten die wenigen Meter zum Gewächshaus. Nass, durchgefroren, aber mit einem kribbelnden Lachen im Hals, im Bauch, in den Füßen. Federleicht liefen sie durch den Matsch und über die Löcher im Boden.

Sie waren so durchgeweicht, dass sie die Schlafanzüge auszogen und in Unterwäsche unter die Decken schlüpfen. Dicke Tropfen prasselten auf das Glas, durch einen Fensterspalt hörten sie das Rauschen in den Bäumen. Die Blitze waren durch das Dach verzerrt, es wirkte wie in einem Science-Fiction-Film. Der Duft der seltenen Blumen, die die Mutter des Jungen hier züchtete, vermischte sich mit dem Regengeruch. Lange lagen sie einfach nur da, führten eine Unterhaltung mit ihren Atemzügen, die immer noch stoßweise kamen. Irgendwann – das Gewitter war ausgewungen und tröpfelte bloß noch – beruhigte sich ihr Atem. Die Nacht war wieder dunkel, und das Gesicht des Mädchens nur ein Schemen, als es flüsternd fragte, ob er noch wach sei. Der Junge gab lediglich ein Murmeln von sich.

Das Mädchen fragte: »Warum hast du das gemacht?«

Der Junge antwortete nicht sofort, aber in der Stille konnte das Mädchen hören, wie er die Worte in seinem Mund hin und her drehte. Schließlich beugte er sich über die Lücke zwischen den Liegestühlen, den Mund am Ohr des Mädchens.

Und er wisperte: »Denkst du, dass du diesen Kuss vergessen wirst?«

Nein, würde ich nicht.

Ich konnte seinen Atem fast auf meiner Haut spüren.

»Wow«, sagte das pinke Mädchen und strich sich die Gänsehaut von den Armen. »Und, seid ihr zusammen?«

»Wir waren zehn Jahre alt«, sagte Ben. »Da muss man nichts hineininterpretieren.«

Er erzählte immer noch die Wahrheit. Das war der erste und letzte Kuss zwischen uns gewesen.

Das Mädchen lächelte. Erleichtert, hoffnungsvoll, was weiß ich.

Sie rückte ein Stück näher an Ben heran. Ich musste von ihren Lippen ablesen, was sie sagte.

»Ist sie da?«, fragte sie.

Sie. Ich.

Ben schaute auf. Sein sanfter Blick fand mich sofort. Wie lange wusste er schon, dass ich hier stand?

»Hallo, Hanna«, sagte er, weich. Ich hatte den Klang seiner Stimme vermisst. Wie sie meinen Namen aussprach und gleichzeitig mitklang, wie lange wir uns kannten und was wir zusammen erlebt hatten.

Wie es sich anfühlte, ihn zu sehen?

Als hätte ich einen Monat lang durch einen Strohhalm geatmet.

Ich drehte mich um und ging.

Die Nachtluft war kühl, und ich trat so schnell in die Pedale, dass der Fahrtwind meine Finger einfror. Mein Herz pumpete. Wa-rum. War. Er. Jetzt. Wie-der. Da?

Warum tat er so, als wäre nichts passiert?

Ich verstand ihn noch weniger als sonst. Ben verstehen war wie durch eine Kamera zu schauen, ohne fokussieren zu können. Manchmal konntest du für einen perfekten Moment klar sehen, dann verschwamm wieder alles.

Die Straßen waren leer, kein Auto unterwegs um halb zwölf.

Daheim stellte ich das Fahrrad in die Garage und schlich mich ins Haus. Mama würde mir meine Gefühle ansehen, und ich wollte nicht darüber reden.

Ich putzte Zähne, legte mich ins Bett und schaltete das Licht aus.

Das Zimmer war schwarz, bis meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten. Licht fiel durch den schmalen Spalt zwischen den Vorhängen. Die Sterne leuchteten. Ben hatte sie in erfundenen Sternbildern an die Decke über meinem Bett geklebt.

Ich schaute nach oben. Wie lange es wohl dauerte, bis die Sterne das gespeicherte Licht abgegeben hatten? Kurz bevor ich einschlief, leuchteten sie noch.

Hell. Jemand hatte meine Nachttischlampe angeknipst.

Außerhalb des Lichtscheins erkannte ich das Gesicht meiner Mutter. Sie hatte nicht erwartet, dass ich so schnell die Augen öffnen würde, denn sie blickte mich immer noch an, als sei ich ihre schlafende, nuckelnde Baby-Tochter.

»Guten Morgen, mein Herz«, sagte sie. Sie beugte sich herunter und küsste mich auf die Stirn. »Es tut mir leid, dass ich dich wecke.«

Ich setzte mich auf. »Schon okay. Hast du ja angekündigt, als wir gestern telefoniert haben.«

»Es tut mir leid, dass die Präsentation ausgerechnet heute ist.«

»Schon gut, Mama.«

»Entschuldigung.«

Ich nahm ihre Hand und drückte sie.

Sie schaute auf unsere Hände und lächelte. »Bist du bereit für den Kuchen?«

Ich nickte.

Sie ließ meine Hand los und huschte nach draußen. Ich spähte zu meinem Wecker. Sechs Uhr.

Meine Mutter drückte die Tür mit der Schulter auf und balancierte eine monströse Geburtstagstorte zu meinem Bett. Sie hatte ein Geburtstagshütchen auf.

»Auspusten, auspusten!«

Ich pustete die Kerzen aus. Meine Mutter zog zwei Gabeln aus ihrer Hosentasche, reichte mir eine und setzte sich im Schneidersitz auf mein Bett. Die Frau nahm weder Rücksicht auf ihre Klamotten noch auf ihre Figur. Das nenne ich Mutterliebe.

»Du zuerst«, sagte sie. »Deine Torte.«

Ich schob mir eine Gabel Torte in den Mund. Geschmacksorte Schokolade-Birne-Glückseligkeit.

»Wann hast du den gebacken?«, fragte ich.

Für ihren Job war sie viel unterwegs und ging am Wochenende oft noch Unterlagen durch. Offiziell war sie Beraterin für Unternehmenskommunikation – sie selbst beschrieb ihren Job als teure Nachhilfe in gesundem Menschenverstand.

»Gestern Nacht. Ich bin pünktlich gelandet«, sagte sie. »Wie war die Party?«

Ich schluckte. Das Stück Birne wollte einfach nicht nach unten rutschen.

»Ganz okay«, sagte ich.

Meine Mutter zog nur die Augenbrauen nach oben.

»Ben war da«, sagte ich.

Sie hielt die Gabel auf dem Weg zum Mund an. »Hat er etwas gesagt?«

Ich schüttelte den Kopf. Doch: *Hallo, Hanna.*

»Ich ... ich bin gleich gegangen.«

»Was denkst du darüber?«, fragte sie und schob die Gabel langsam in den Mund.

»Ich bin sauer«, sagte ich. »Was soll das, einen Monat zu verschwinden, ohne ein Wort?«

Meine Mutter rutschte näher an mich heran. Die Tortenplatte klemmte zwischen uns. »Als ich letztes Mal mit ihm gesprochen habe, schien es ihm nicht gut zu gehen«, sagte sie.

»Ja«, sagte ich. »Ich weiß, dass ihn irgendetwas umtreibt. Aber ich weiß nicht, was, und er redet auch nicht mit mir darüber.«

Meine Mutter nickte. »Gib ihm doch trotzdem eine Chance, es zu erklären.«

»Wie kommst du auf die Idee, dass ich das nicht tue?«

Sie schaute auf. *Also bitte*, sagte ihr Blick.

»Warum sollte ich?«, sagte ich.

Sie zeigte mit der Gabel auf die Torte, die ungefähr doppelt so groß war wie mein Kopf. »Wir können das natürlich auch alleine essen«, sagte sie. »Zwei Tage lang reicht das bestimmt. Kuchen zum Frühstück, Sahneschicht zum Mittagessen, angebratener Boden zum Abendessen. Wie klingt das?«

»Fett«, sagte ich.

Sie lachte und spuckte die Torte fast über ihre Seidenbluse. Als sie sich wieder gefangen hatte, legte sie ihre Gabel auf das Tablett.

»Manchmal hält man es mit einem Menschen nicht mehr aus«, sagte sie. »Man weiß, dass man zusammenbricht, wenn man länger bleibt, und deshalb macht man sich davon. Aber es ist ein schmaler Grat, denn das sind meistens die Menschen, die machen, dass wir uns am lebendigsten fühlen.«

Ich zuckte die Achseln – da war ein Flackern in ihrem Blick, wie immer, wenn das Thema meinen Vater streifte. Ich hatte ihn nie kennengelernt und wusste nicht, wo er war. Sie schaute mich an, ihr Blick ging tiefer als reine Sorge um mich.

»Themawechsel«, sagte sie. »Wegen der Abschiedsfeier morgen – ich hoffe, ich bin rechtzeitig wieder da, wenn nicht, musst du dir ein Taxi nehmen.«

»Ich könnte zur Turnhalle auch laufen«, sagte ich.

»Nicht in den hohen Hacken.«

Sie nahm meine Hand. »Es tut mir leid, dass du heute alleine

feiern musst. Bekomme ich Pluspunkte dafür, dass ich jeden Tag deinen Geburtstag feiere?»

»Du bekommst Pluspunkte für ein Geschenk«, sagte ich.
Meine Mutter lächelte.

Sie tippte auf ein Kästchen, das auf dem Tablett stand. Vor lauter Torte hatte ich es übersehen. Es war aus Holz und mit einer Schleife umwickelt.

»Mach es auf«, sagte sie.

Ich zog an einem Band der Schleife und hob den Deckel an.
Eine geschliffene Träne brach das Lampenlicht. Lichtpunkte tanzten über die Wand.

»Dein Vater hat es mir zu meinem achtzehnten Geburtstag geschenkt«, sagte sie, aber dieses Mal klang nichts in ihrer Stimme mit. Sie hatte sich von den Erinnerungen losgemacht, bevor sie mir das Kästchen gegeben hatte.

Der Anhänger hing an einer Silberkette, und ich streifte sie mir über den Kopf.

»Es ist wie in deiner Lieblingsgeschichte.«

»Die kleine Meerjungfrau«, sagte ich.

Weit hinaus im Meer ist das Wasser so blau, wie die Blätter der schönsten Kornblume, und so klar, wie das reinste Glas, aber es ist sehr tief, tiefer als irgend ein Ankertau reicht, viele Kirchtürme müssten aufeinandergestellt werden, um vom Boden bis über das Wasser zu reichen.

»Danke.«

Sie beugte sich vor und küsste mich auf den Kopf. »Ich sehe dich morgen.« Sie nahm das Tablett und verschwand aus dem Raum.

Ich löschte das Licht. Um meinen Hals spürte ich den feinen Zug des Anhängers. Es war ein guter Anfang eines Geburtstags, dachte ich. Aber da kannte ich Bens Geschenk ja noch nicht.

Nur zwei Stunden später jaulte mein Wecker, und ich wachte zum zweiten Mal auf.

Ich verfluchte Melissas Party. Nächstes Mal würde ich sie bestimmt davon abhalten, so viele Leute einzuladen – oder ich würde mich selbst davon abhalten, ihr fürs Aufräumen zuzusagen. Trotzdem zog ich mich an und radelte zu ihr.

Melissa öffnete mir gähmend die Tür. Ihr Bob war verwuschelt, und ihr rundes Gesicht zerkrantscht von zu viel Alkohol und zu wenig Schlaf.

»Hey«, sagte sie und umarmte mich. »Alles, alles Gute zum Geburtstag, du Rumpraline. Mögen die Umpalumpas immer auf deinem Rasen tanzen.« Sofort fühlte ich mich weniger genervt – Umarmungen waren Melis Spezialität, und ihr weicher Körper war geschaffen dafür. Sie war genauso groß wie ich (also ziemlich klein), nur breiter, deshalb waren wir perfekt umarmungskompatibel.

Sie tappte vor mir her in die Küche.

»Cornflakes?«, fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf, und sie stellte nur eine Müslischale voll Kaffee vor mich auf den Tisch, bevor sie sich auf ihren üblichen Platz auf der Eckbank setzte.

Die Küche sah schlimm aus, und meine Laune sank weiter. Die ganze Anrichte war voll dreckigem Geschirr, dazwischen zerknüllte Servietten und angekautes Essen. Draußen würde es noch mehr davon geben.

»Wenn du gestern länger geblieben wärest, hätten wir dir ein Ständchen gesungen«, sagte Melissa. »Aber ich kann verstehen, warum du gegangen bist.«

Sie machte eine Pause, um mir die Möglichkeit zu geben, das Thema selbst anzuschneiden, aber sie kannte mich zu gut, um das ernsthaft zu erwarten.

»Es war ein Schock, dass er wieder da war, oder?«

Ich nickte nur.

»Hast du schon mit ihm geredet?«

Ich schüttelte den Kopf.

Außer meiner Mutter war Melissa die Einzige, die wusste, dass ich mir Sorgen um Ben gemacht hatte. Ich hatte sogar seine Mutter angerufen, der es wie erwartet ziemlich egal war, wo Ben war, und die mir in Erinnerung rief, dass er volljährig sei und machen könne, was er wolle. Nicht, dass ich den Monat nur zu Hause rumgesessen und mich gelangweilt hätte – ich hatte meine Nachhilfeschüler durch das Schuljahr gebracht, war bei den Stadtmeisterschaften einen zweiten Platz auf die zehn Kilometer gelaufen und hatte meine Cousine in London besucht. Aber der Gedanke an Ben war stärker geworden, je länger er weg war, wie eine Wunde, die sich langsam entzündete.

»Weißt du, was du ihm sagen willst?«

Wieder schüttelte ich den Kopf. Ich wollte nicht noch mal das gleiche Gespräch führen, das ich heute Morgen schon mit meiner Mutter gehabt hatte. Außerdem wusste ich selbst noch nicht genau, was ich Ben sagen würde.

Melissa seufzte. »Manchmal, ganz manchmal, ist Reden besser als Grübeln, weißt du?«

Sie hiepte sich von der Bank und ließ Spülwasser einlaufen. Sollte ich ihr erzählen, worüber Ben und ich gestritten hatten? Dass er fand, dass Fabian viel zu langweilig für mich war? Wie ich ihn angeschrien hatte, weil ich wütend war, dass er sich darüber ein Urteil erlaubte? Und wie wütend ich erst geworden war, als ich in der Funkstille danach festgestellt hatte, dass er recht hatte.

Nein, ich erzählte nichts. Stattdessen schüttelte ich eine Mülltüte auf und ging nach draußen, um den Abfall einzusammeln.

Die Stelle, wo das Lagerfeuer gewesen war, sah bei Tageslicht anders aus, und die Geschichte war schon weitergezogen. Ein

glitzernder Tau kühlte die Luft und meine Gedanken, als ich anfang, den Müll einzusammeln.

Hatte mir der Monat nicht gezeigt, wie es in ein paar Wochen sowieso sein würde – mit mir in Regensburg und Ben in Berlin? Unter unserer bücherfressenden Quatsch-Fassade waren wir sehr unterschiedlich. Wir strebten in unterschiedliche Richtungen. Als hätten wir uns an den Händen gehalten und uns um die eigene Achse gewirbelt, bis die Beschleunigung jetzt zu stark wurde und uns auseinanderriss.

Noch etwas fiel mir auf: Tränen sehen aus wie Tau.

Als ich wieder in die Küche kam, den vollen Müllsack hinter mir herziehend, war Melissa schon am Abtrocknen. Sie sah mein Gesicht und legte das Geschirrtuch weg.

»Setz dich erst mal«, sagte sie und drückte mir ein Päckchen in die Hand.

Vorsichtig löste ich die Schleife und faltete das Papier auseinander: ein Sandsack und eine Schaufel.

»Just in case«, sagte Melissa. »In Regensburg gibt es öfter Hochwasser.«

»Danke.« Ich umarmte sie.

Sie setzte sich neben mich auf die Eckbank. »Das ist ein leichter Themenwechsel, aber da ist noch etwas. Teresa ist in meiner Tanzgruppe, das weißt du, oder?«

Teresa war Bens ältere Schwester. Er hatte auch noch eine jüngere Schwester, Nathalie. Ich fragte mich, was jetzt kommen würde.

»Ich habe es dir nicht erzählt, um dich nicht aufzuregen, aber als Ben verschwunden war und du dir *offensichtlich* Sorgen gemacht hast, obwohl du den Mund nicht aufbekommen hast, habe ich sie nach ihm gefragt. Sie hat nur ›keine Ahnung‹ genuschelt und sich dann in den Spagat gesetzt. Rücken gerade. Thema erledigt. Da war er schon zwei Wochen weg. Ihr Bru-

der. Und es war ihr komplett egal. Es schien ihr sogar *besser* zu gehen als sonst.«

»Wie war das, als Bens Vater gestorben ist?«, fragte ich.

Melissa nickte. »Es war komisch, als sie weg war, weil es bei den Wettbewerben auf einmal so leise war. Normalerweise hat sie immer Stimmung gemacht. Sie hat wochenlang gefehlt, und als sie zurückkam, war sie gebrochen. Sie zuckte zusammen, wenn man zu schnelle Bewegungen machte, und man war vorsichtig, wenn man mit ihr herumberte, weil jedes Wort einen falschen Gedanken losstreiten konnte.«

»Bei Ben hat es auch lange gedauert«, sagte ich. »Der Tod kam so unerwartet.« Bens Vater war depressiv gewesen, aber in den Monaten vor seinem Selbstmord eigentlich gut eingestellt. »Sein Vater ging wieder ganz normal zur Arbeit und dann auf einmal –«

Der Satz blieb in der Luft hängen. Ich hatte es auch nicht fassen können, und dabei hatte ich ihn nur als Bens Vater gekannt. Ben dagegen – der viel mit seinem Vater unternommen hatte und in meinen Augen sein Lieblingskind war – war in ein dunkles Loch gekrochen und als ein anderer Ben wieder herausgekommen.

Melissa legte mir den Arm um die Schulter. »Hanna, mir ist klar, dass du feine Fühler für die Emotionen anderer Menschen hast, aber – ich weiß nicht – vielleicht musst du dich ein bisschen davon abkapseln.«

»Warum hast du mir das erzählt?«, fragte ich.

»Damit du nicht so viel grübelst«, sagte Melissa. »Vielleicht wollte er bloß von seiner ekligen Familie wegkommen.«

Wir räumten noch ein bisschen alibimäßig auf, damit Melissa keinen Ärger von ihren Eltern bekam, dann fuhr ich zurück zu mir. Ich war erst ein paar Minuten zu Hause, hundemüde, als es an der Tür klingelte.

Vielleicht hatte Mama Ersatzteile für ihren Mixer bestellt oder einen Joghurt-Maker oder was man sonst brauchte, um eine Powerfrau zu sein.

Ich öffnete die Tür und war wach.

Ben.

»Hi«, sagte er.

Ich nickte.

Worte.

Was für Worte? Zwischen der Freude und der Wut und den ganzen Fragezeichen blieb nichts übrig.

»Hi«, sagte ich.

Er hatte dieselben Sachen an wie gestern. Also war er wohl nicht zu Hause gewesen. Vielleicht hatte er bei dem pinken Mädchen geschlafen? Auf seinen Wangen schimmerte der Ansatz eines Bartes, genauso dunkel und glänzend wie seine Haare.

Ben schaute auf sein Handy und runzelte die Stirn.

»Mach die Tür noch mal zu«, sagte er.

Was sollte das jetzt? Ich zog die Tür zu.

Ben klingelte.

Ich ließ ihn. Einfach wieder auftauchen, keine Entschuldigung und mich dann herumkommandieren?

Er trommelte gegen das Holz und lachte leise.

»Komm schon, mach auf, du zerstörst das Timing.«

Ich riss die Tür auf. »WAS?«

Ben streckte mir sein Handy entgegen. Es zeigte 10:37 Uhr.

»Happy birthday, Hanna«, sagte Ben und nahm meine Wut und mich in die Arme.

Für einen Moment blieb ich starr, dann versank ich in der Umarmung. Ich vergrub meinen Kopf an seiner Brust. Sein Sweatshirt roch nach Lagerfeuer. Ohne die Sorge, wo er war, fühlte ich mich ganz leicht. Und ich hatte seine Umarmungen vermisst.

Er hielt mich immer noch.

Er ließ mich nicht los.

»Was ist mit der Uhrzeit?«, fragte ich widerwillig.

»Jetzt vor einer Minute vor achtzehn Jahren hast du das Licht der Welt erblickt.«

Ich wollte ihm nicht zeigen, was es mir bedeutete, dass er die genaue Uhrzeit kannte.

Ich fragte: »Wo warst du?«

»Ist das wichtig?«

»Ja«, sagte ich. Dann: »Nein.«

Wir schwiegen. Ungesprochene Sätze tanzten um uns herum. Die Morgenluft lud sich damit auf.

»Warum?«, fragte ich. Warum war er gegangen?

Ein halbes Lächeln erschien auf Bens Gesicht. Er deutete ein Nicken an.

»Das ist wichtig«, sagte er.

Ich wartete auf eine Antwort.

Er stand da und hielt meinen Blick. Seine Augen waren aufmerksam wie immer und glitten von meinen Augen zu meinem Mund und zurück. Aber im Gegensatz zu sonst war ich mir nicht sicher, ob er wusste, was in meinem Kopf vorging.

Wusste er, wie es sich angefühlt hatte, als er weg war?

Ich atmete ein. Es war, als wäre ich eingequetscht und müsste eine Tonne Stahl wegatmen. Zitternd drückte ich die Luft in meine Lunge. Immer noch nichts in seinem Gesicht. Immer noch keine Entschuldigung. Ich tastete nach dem Türknopf, und Ben tat nichts, um mich aufzuhalten. Die Tür fiel zwischen uns ins Schloss. Ich lehnte den Rücken an das Holz. Wartete, dass mein Atem sich beruhigte. Es geschah nicht. Wartete, dass er klingelte. Es geschah nicht. Die ganze Angst und Wut und Verzweiflung aus einem Monat Unwissenheit schlugen über mir zusammen.

Ich begann zu zählen. In Einser-Schritten bis hundert. In Zweier-Schritten bis hundert. In Fünfer-Schritten bis hundert.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, ...

2, 4, 6, 8, 10, 12, 14, 16, ...

..., 80, 85, 90, 95, 100.

Meine Gedanken wirbelten langsamer.

Stand er noch vor der Tür?

Ich öffnete sie.

Er stand da, genau wie vorher, hatte sich nicht bewegt. Vorsichtig lächelte er mich an.

Etwas in mir sackte nach unten.

»Es tut mir leid«, sagte er.

Wo warst du?

Tränen liefen über meine Wangen. Ich versuchte, meine Atmung unter Kontrolle zu bringen, damit ich eine Frage herausbrachte.

»Warum jetzt?«

Nicht die Frage, die ich stellen wollte.

»Dein Geburtstagsgeschenk«, sagte er.

»Hätte man auch mit der Post schicken können.«

Er lächelte schief. »Nicht mein Geschenk.«

Ich stellte mir vor, dass sein Lächeln bedeutete: *Ich mache es wieder gut.* Es konnte aber auch heißen: *Hör bitte auf zu heulen.*

Ich weinte nur noch schlimmer.

Er trat näher an mich heran, fing eine Träne mit der Daumenkuppe auf und betrachtete, wie der Tropfen glitzerte und die Haut verzerrte. Sein Gesicht war konzentriert, die Stirn leicht gerunzelt, und seine Augen hatten einen Ausdruck, als könnte er auf die Träne zoomen und alles andere ausblenden.

Er schaute auf. Sah mich immer noch weinen.

»Also gut. Dann muss es wohl sein«, sagte er. Er atmete gespielt tief ein, als würde er sich rüsten.

»Was?«

Ich war irritiert, und für einen Moment versiegteten die Tränen. Dann hatte er mich schon gepackt. Er hob mich an der Hüfte hoch, machte drei Schritte, bis wir in der Einfahrt standen, und wirbelte uns im Kreis. Dazu schrie er: »Lalala! Lalala!«

Sah uns jemand? Ich lachte, weil Ben uns peinlich aussehen ließ und weil man aus Selbstschutz lacht, wenn etwas peinlich ist. Dann schaute ich nach unten. Haarsträhnen wirbelten um sein Gesicht. Es leuchtete. Er leuchtete. Ich hatte das Gefühl, ich leuchtete auch.

Der Moment gefror, ein Wirbelwind aus Farben, Schwindel, Lachen.

Langsam ließ Ben mich nach unten rutschen. Ich kam vor ihm zum Stehen, wackelig in den Knien.

»Du bist jetzt erwachsen«, flüsterte Ben mir ins Ohr. »*No pressure.*«

Ich lehnte meinen Kopf an seine Brust.

»Ich mache mir keine Sorgen«, sagte ich. »Schließlich bist du auch erwachsen, und schau, wie du dich überhaupt nicht weiterentwickelt hast.«

Er zwickte mich in die Nase. »Sei lieber brav, wenn du heute noch ein Geburtstagsgeschenk bekommen willst«, sagte er.

»Ich will es jetzt«, sagte ich.

»Dann komm mit zum Auto.«

Wieder mal fiel mir auf, wie klapprig der Fiat war. Wenn Ben darin saß, sah es aus, als wäre das Auto beim Waschen eingegangen.

Ich stieg ein. Im Auto tönte die unvermeidliche Stimme von Jim Morrison. Auf dem Rücksitz lag eine Sporttasche mit Klammotten, ein Pizzakarton, daneben ein Schlafsack. Hatte Ben im Auto geschlafen?

»Wie war der Abend noch?«, fragte ich.

»Anstrengend«, sagte Ben.

Hatte gestern nicht so ausgesehen, als wäre das Mädchen eine Herausforderung gewesen.

»Warum?«

»Du wirst schon sehen.«

»Du fährst in die falsche Richtung«, sagte ich, als er an der Kreuzung rechts abbog. »Zum Park geht es nach links.«

»Dieses Jahr geht es nicht zu den Schaukeln«, sagte Ben. »Du bist jetzt erwachsen. Wir sollten aufhören, unsere Geburtstage auf dem Spielplatz zu feiern.«

Wir fuhren aus dem Neubaugebiet, Richtung Stadtkern. Ich kurbelte das Fenster nach unten. Der Himmel war so blau wie die Blätter der schönsten Kornblume. Genau wie das Meer in der Geschichte von Hans Christian Andersen.

Was wollte Ben mir schenken? Für den Moment reichte es mir, neben ihm im Auto zu sitzen.

Es wurde schnell warm, gerade jetzt, kurz vor Mittag, und Ben schob die Ärmel seines Shirts nach oben. Er legte ein Tattoo auf seinem Unterarm frei. Es war neu, die Haut darunter noch gerötet. Ich konnte den Schriftzug nicht entziffern.

»Halt dir jetzt die Augen zu«, sagte Ben.

Ich tat es.

Sonst hatte Ben ewig über seine Tattoos nachgedacht, mir seine Motive stundenlang erklärt und mich dann zum Tattoo-Studio mitgeschleppt.

Drei Kurven, links, links, rechts, dann hielt das Auto.

»Augen zulassen«, kommandierte Ben.

Ich hörte, wie er sich abschnallte und die Tür zuschlug. Dann öffnete er die Tür auf meiner Seite. Mit einer Hand hielt er meine Hände, damit ich sicher aussteigen konnte. Die

andere Hand legte er auf meinen Kopf, damit ich ihn nicht anstieß.

»Zu, zu, zu.«

Er führte mich vom Auto weg. Kies knirschte unter meinen Füßen. Der Wind strich kühl über meine Haut, und ich spürte keine Sonne. Wir waren irgendwo im Schatten.

Ben legte mir etwas um den Hals. Seine Fingerspitzen berührten kurz meinen Nacken, als er ein paar feine Haare unter der Kordel wegstrich.

Bekam ich etwa noch eine Kette? Nein, dazu war das Gewicht zu schwer.

»Aufmachen«, sagte Ben.

Ich schaute nach unten.

Ein Fernglas hing um meinen Hals.

»Das ist aber ... ungewöhnlich«, sagte ich.

Ben grinste. »Du musst keine Begeisterung heucheln, nur durchschauen.«

Ich hob das Fernglas an meine Augen. Ben stellte sich hinter mich und führte meine Hände. Das Sichtfeld schwenkte zu einer neuen Stelle, Ben stellte scharf, und ich sah mein Geburtstagsgeschenk. Wenn man es so nennen wollte.

»Zum Geburtstag viel Glück«, sang Ben mir ins Ohr. Seine Stimme krächzte.

Mir wurde klar, warum wir es von diesem Waldstück aus anschauten.

Würden wir dort unten stehen, hätte uns der Polizist, der von hier so winzig aussah, sofort verhaftet.

ZWEI

Die aufgeregten Schüler, die während der ersten beiden Stunden kein anderes Gesprächsthema hatten. Die Lehrer, die sich einfach kein Gehör verschaffen konnten. Das Linsen aus dem Fenster, um einen Blick zu erhaschen. Dann, endlich, die Pause, in der alle Schüler auf den Pausenhof drängten, um es mit eigenen Augen zu sehen.

Ich konnte mir die Aufregung in der Schule vorstellen. Vermutlich hatte entweder der Hausmeister oder gleich Direktorin Kampe die Polizei gerufen. Ob die Schüler deshalb den Nachmittag freibekommen würden?

Vielleicht etwas übertrieben wegen eines Graffitis.

Andererseits war es ein Graffiti über zwei Stockwerke.

In Form eines riesigen Geburtstagskuchens.

»Es ist eine doppelte Schokoladentorte«, sagte Ben. »Sie ist nicht angeschnitten, deswegen sieht man es nicht, aber die Torte ist mit Schokolade gefüllt.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Die Gedanken schubsten sich gegenseitig von meiner Zunge.

Ich war schuld. Wenn sie Ben dieses Mal schnappten und er nicht so leicht davonkam, war ich schuld.

»Das war nur ein Witz«, sagte ich. Die Worte taumelten aus meinem Mund. »Ben. Als ich gesagt habe, dass du nur noch nicht auf die Schule gesprüht hast, war das nur ein Witz.«

»Du hast gesagt: *I dare you.*«

Die drei magischen Worte, die bis zum Beginn unserer Freundschaft zurückgingen. Irgendwie hatte Ben schon nach kurzer Zeit raus, dass ich zwar leise war und jeden Tag meine Hausaufgaben machte, aber dass ein Teil von mir immer bereit war, die Zehen über die Kante zu schieben, wenn man mich ein bisschen schob. Sich mitten in der Fußgängerzone auf den Boden legen. Sich mit dem Lehrer wegen einer ungerechten Note streiten. Und ich reagierte, indem ich ihn herausforderte. Seine Teamkameraden nach dem Verlieren umarmen. Einen Monat lang nicht schwänzen. So fing es an. Mit der Zeit wurden die Herausforderungen seltener und schwieriger, aber jede Herausforderung blieb eine besondere Sache: Man suchte sie vorsichtig aus, sodass sie den anderen gerade an den Ort brachte, den er mied. Es ging nie um die Gefahr zu fallen. Es ging um die Aussicht, die man dem anderen zeigen wollte, und um den Wind in den Haaren.

»Ich habe es danach zurückgenommen. Nur ein Witz«, sagte ich.

»Es war auch nur ein Witz, als wir darüber geredet haben, was wir nach dem Abitur machen wollen. Wir konnten es uns nicht vorstellen.«

»Stimmt. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass du einfach verschwindest.«

»Sagst du irgendwann noch Danke?«

Ich schaute wieder durch das Fernglas. Jeden Moment rechnete ich damit, dass sich der Polizist umdrehen und mir direkt in die Augen schauen würde, aber er ging nur näher an die Wand heran und begutachtete sie.

Mir wurde eiskalt.

»Hast du wenigstens Handschuhe getragen?«, fragte ich.

»Kein Danke? Dann sage ich es eben selbst: Danke, Ben, für dieses außergewöhnliche Geschenk.«

»Hast du?«, fragte ich lauter. Die Wut, zurückgestoßen davon, wie überrumpelt ich war, drängte sich in die erste Reihe zurück.

»Meinst du wegen der Fingerabdrücke oder um die zarte Haut an meinen Händen vor giftigen Chemikalien zu schützen?«

»Ben!«

»Nein«, sagte er.

Er sah meinen erschrockenen Gesichtsausdruck.

»Mensch, Hanna, entspann dich mal. Das ist ein öffentlich zugänglicher Tatort. Jeder kann die Wand betatschen, solange er will.«

Ich atmete aus.

»Das war richtig dumm«, sagte ich mit angespannter Stimme. »Die wissen, wer heute Geburtstag hat.«

Ben seufzte. »Wie kommst du darauf, dass sie an der Schule nach dem Künstler suchen?«

»Die suchen bestimmt nicht nach einem *Künstler*«, sagte ich.

Ich nahm das Fernglas ab und hielt es ihm hin. Er nahm es nicht, sondern trat näher an mich heran.

»Was ist eigentlich dein Problem?«, fragte er. Da war sein aufmerksamer Blick wieder, als hätte er ihn angeknipst.

Wo sollte ich anfangen? Bei der Tatsache, dass er mir immer noch keine Erklärung gegeben hatte, warum er verschwunden war? Oder dass er eine Sachbeschädigung für ein außergewöhnliches Geburtstagsgeschenk hielt? Plötzlich war mir heiß, und ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf stieg.

»Die anderen Graffiti haben dir doch auch gefallen«, sagte er.

»Das war, bevor sie dich geschnappt haben.«

»Das ändert nichts an meinen Bildern.«

»Der Richter hat gesagt ...«

»Ich weiß, was der Richter gesagt hat«, sagte Ben.

»Warum sprühst du dann an die verdammte Schule?«